Aus der Welt der Frau.

Allerlei aus der Welt der Mode.

Der Winter wird eine große Samt-Mode bringen.

Der Glockenrock wird auch in Herbst und Winter die Frauenmode durchaus beherrschen. Das ist für teure und kostbare Gewänder ebenso wie für einfache Kleidung. Unablässig ist die Mode bemüht, dieser Form neue Möglichkeiten und Reize abzugewinnen. In der Modenschau der Wiener Werkstätten, die diese kürzlich in Berlin veranstalteten, waren die Glockenröcke mit einer wahren Stoffverschwendung hergestellt und zwar waren sie gleich vom Taillenansatz ab gezogen, entweder in Falten gelegt oder nur worn und hinten gezogen, an den Seiten aber in lauter kleine, wieder in sich gefältelte Volants gelegt.

Als Vorzugsfarben der kommenden Mode traten bei dieser Schau vor allem dunkelblau und braun hervor; auch werden diese Farben gern in hübschen Zusammenstellungen miteinander verbunden. Braun scheint auch die begünstigte Farbe der Saisonmode werden zu wollen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird der kommende Winter eine sehr große Samtmode bringen. Samt war ja schon im vergangenen Winter für Putzgegenstände Trumpf, jetzt scheint er auch in der Kleiderrobe das Zepter zu ergreifen. Einerlei, glatte Samte werden voraussichtlich an der Spitze stehen. Was die neuen Damenkleider-Röcke betrifft, so ist aus allen eingehenden Berichten und Mustern zu ersehen, daß sie sich einer höchsten und geschmackvollen Einfachheit befleißigen werden. Doch wird diese Einfachheit sich, wie von mancher Seite erwartet wurde, sich in Kürze für einfarbige Stoffe (auf deutsch: und) dahern, vielmehr gegen die Erzeuger großen Wertes wenden, durch höhere Farbenzusammenstellungen und angenehme Muster die Einfachheit reizvoll zu beleben.

Was den Liebling der gegenwärtigen Mode, den Hermelinmantel betrifft, so wird auch er seine Stellung behaupten, und zwar zeigt der Trend nach wie vor die Neigung sich auszuwachsen. Der moderne Damenkragen ist durchweg hoch. Man darf da allerlei pikante Neuerungen erwarten, zu denen z. B. der obere Abschluß des Kragens durch edelhoft gemusterten und gefärbten Pelz gehört, ein Einfall, der recht originell und geschmackvoll wirken kann.

Nicht minder originell, aber bei weitem weniger geschmackvoll ist eine Neuerung, auf die wir in einer Fachzeitschrift stoßen. Wir sehen da einen zum Hofschoß getragenen Seidenstrumpf, auf dem ein Stiefelmuster vorgedruckt wird! Man stelle sich vor: Knopfstiefel und Knöpfe, oberer Rand des Stiefels, alles „naturgetreu" auf den Strumpf gedruckt und um die Täuschung zu vervollständigen, sämtl noch an jedem Strumpfe eine Troddel heruntet. Auf was für Gedanken doch manchmal müßige Modeerfinder kommen!

Rauchende Frauen.

Die Dame mit der dampfenden Zigarette im rosigen Munde ist überall, und nicht nur innerhalb der vier Wände des eigenen Heims, sondern auch an den öffentlichen Lokalen heutzutage eine alltägliche Erscheinung geworden, über die man hinwegsieht. Man täuscht sich indessen, wenn man in der rauchenden Dame der Gesellschaft eine Bekämpferin ihres Kampfes um die Gleichberechtigung mit dem Manne sieht, und die stiefelbewehrte Lebedame hat gewiß, alter Zeit zum Trotz, vollendes Unrecht, wenn sie sie als eine Illustration moderner Emartung und Sitten in Anspruch nehmen wollen.

Ganz abgesehen von den Frauen in Spanien, die dem Tabakgenuß seit mehr als 300 Jahren leidenschaftlich fröhnen, kann man auch in Deutschland, Frankreich und Holland die rauchende Frau bis ins 17. Jahrhundert hinein verfolgen. Es gibt einen englischen Stich aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der eine vornehme Dame mit der qualmenden Pfeife im Munde darstellt. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß es sich bei dem Bilde um eine Satire handelt. Und wie in England, so war auch in Frankreich zurzeit Ludwigs XIV. die Pfeife im Munde der Dame durchaus keine Seltenheit. In Deutschland ist nur insofern ein Unterschied zu bemerken, als die Frauen hier weniger rauchten, dafür aber umso eifriger schnupften. In Holland schnupften die Frauen bereits um das Jahr 1600 Tabak, der des größeren Vergnügens wegen stark parfümiert war. Frankreich steigerte noch die Freude am Schnupfen. Seit 1685 gehörte es am Hofe von Versailles unter den Damen zum guten Ton, sich sogenannte „Tabakbonbons" anzubieten. Es waren dies kleine Tabaksflaschen, mit denen Lippe und Nase zur Hervorbringung eines angenehmen Kitzels eingerieben wurden.

Der Tabak diente den Damen in früheren Zeiten indessen nicht nur als Genußmittel; er war ihnen oft auch Medizin. So hatte die Marquise von Pompadour eine Essenz erfunden, die ihren Namen trug, und die viele Liebhaber fand, da man ihr eine gedächtnisstärkende Wirkung nachrühmte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat dann die Zigarre mehr und mehr an die Stelle des Tabaks. Und auch die Frauen bedienten sich jetzt häufiger der Zigarre, die mit der Zigarette im Anfange den Namen teilte, da das Rauchen, das man heute so arg schmäht, der guten alten Zeit als Heilmittel galt. Darauf weist auch ein Brief hin, den Frau von Stein, die Freundin Goethes, an den Genossen des Weimarischen Musenhofes, Knebel, gerichtet hat, und in dem es heißt: „Der Großherzog wird recht galant. Um seiner Gemahlin an ihrem Geburtstage ein Kompliment zu machen, hat er Ihnen den Falkenorden geschickt und mir heute eine halbe Metze spanische Zigarren, da man ihm vermutlich gesagt hat, daß sie mir für Kopfweh gut tun."

Der Hellipped, den man der Zigarre nachsagte, brachte es auch zuwege, daß sie in den Cholerajahren 1830 bis 1835 in Frankreich und Deutschland stark in Aufnahme kam. Und in ihrem Gefolge trat dann auch die Zigarette auf. Diese war rasch der besondere Liebling der Damenwelt geworden, die sich dem neuen eigenartigen Genuß mit Leidenschaft hingab. Als Virtuosinnen in der Kunst des Zigarettenrauchens werden insbesondere George Sand und die französische Schauspielerin Dejazet gerühmt. Von George Sand weiß beispielsweise Gutzkow in seinen „Briefen aus Paris" im Jahre 1842 zu berichten: „George Sand lieh die Handarbeit liegen, schlitzte das Kamintuch und zündete sich an ihm eine ihrer unschuldigen Zigarren an, die mehr Papier als Tabak, mehr Koketterie als Emanzipation enthalten." Das gilt auch im großen und ganzen für unsere Zigarettenrauchenden modernen Damen, die mehr aus Gründen der Koketterie zur Zigarette greifen, als in der Absicht ihre Selbständigkeit zum Ausdruck zu bringen. Aber wenn man den zurückgesetzten Weg überblickt, so muß man immerhin zugeben, daß sich an ihm eine Reihe interessanter und bedeutsamer Damen zur Zigarettenraucherin ein Fortschritt nicht zu verkennen ist.

Weibliche Soldaten.

Die allgemeine Ansicht, daß das Kriegshandwerk nur für Männer tauge, wird durch die Pfaden der Weltgeschichte immer wieder durch die Taten einzelner Frauen widerlegt, die sich auf den Schlachtfeldern auszeichneten. Die Geschichten von solchen Frauen, die sich soldatische Ehren erwarben, sind nicht selten, wie die griechische Legende der Amazonen, die Geschichte der Jeanne d'Arc und viele andere Ueberlieferungen beweisen. Auch der Weltkrieg hat weibliche Soldaten hervorgebracht. Die österreichische Armee besitzt einen weiblichen Unteroffizier, und die in Galizien gegen Rußland kämpfende polnische Legion sieht mehrere Frauen in ihren Reihen.

Auch unter den Russen gibt es moderne Amazonen, über die der Londoner „Graphic" folgendes zu berichten weiß: „In Rußland stehen 400 Frauen unter den Waffen, die meisten davon sind in fibirische Regimenter eingereiht. 50 wurden bis jetzt getötet oder verwundet. Die Zahl dieser kämpfenden Frauen ist bemerkenswert, wenn man die Schwierigkeiten in Erwägung zieht, die sich einer solchen Tätigkeit der Frauen in den Weg stellen. Denn selbst in Rußland, das in der Frage der Frauen zum Heeresdienst eingezogen. Das 6. Uralkosaken-Regiment besitzt einen weiblichen Oberst namens Kokovisova. Die „Oberstin" Kokovisova wurde zweimal verwundet und erhielt das St. Georgskreuz mit der Inschrift der Tapferkeit. Eine Offizierin in der Person der Alexandra Epyhmowna Lagareva. Auf eine besondere Kriegstätigkeit vermag Olga Zeblweiser zurückzublicken. Sie diente im mandschurischen Krieg unter General Rennenkampf und machte zahlreiche große Schlachten in der Mandschurei mit. Diesmal beteiligte sie sich an den Kämpfen um Grodno. Eine andere russische Kämpferin wird wegen ihrer blonden Locken „die gelbe Martha" genannt. Sie nahm an drei Schlachten teil . . ."

Die Verarbeitung von Gemüsen zu Dauerwaren.

Es ist zweifellos nicht damit getan, wenn wir jedes Jahr unsere Felder und Kartoffelgärten bebauen und die Früchte die es trägt, ernten. Es gilt auch den Ernteegen auszunutzen. Dies ist bei den Gemüsen, die jetzt reifen, keineswegs eine leichte Aufgabe. In dankenswerter Weise beschäftigt sich eine Unterschrift der Zentralauskunftsstelle mit der Frage, wie verarbeitet man am besten Gemüse zu Dauerwaren. Es ist hier nicht der Ort, eine Art Lehrbuch über dieses Thema zu schreiben, nur einige ganz allgemein zu beherzigende Winke mögen gegeben werden.

Bisher wurden in der Hauptmenge Dauerwaren in Büchsen hergestellt. Dies muß in diesem Jahr unterbleiben und deshalb andere Wege eingeschlagen werden. Welcher Weg der praktischste ist, das muß die einzelne Hausfrau selbst beurteilen; ob man das Gemüse dörrt, es einsalzt und dann in Steinkrügen oder Fässern aufbewahrt, es einsauert, oder ob man in Gläsern, Flaschen oder Krügen einkocht, das ist nur nach den Verhältnissen des einzelnen Haushalts zu bestimmen. Immer aber ist eins zu berücksichtigen, die Aufgabe der Herstellung von Dauerwaren ist verantwortungsvoller als die des Kochens. Wer ein Gericht für das Mittagessen verdirbt, richtet Schaden an, aber vorübergehend. Wer bei der Dauerwarenbereitung von Gemüsen und Früchten nicht alle Sorgfalt beobachtet, der trifft größere Werte und größere Mengen Nahrungsmittel, Zusätze, Zeit, Geld und Mühe sind verloren. Jetzt aber darf auch in der kleinsten Wirtschaft nichts umkommen. Der Krieg hat ganz besonders die Bedeutung der Frauenarbeit im Haushalt gezeigt. Auch im Gemüsebau, Obstbau hat sich die Frau vielfach praktisch bewährt.

Sechzig weibliche Rechtsanwälte

in Chicago haben sich zusammengeschlossen und dem Gericht zur Verfügung gestellt, um unentgeltlich die Verteidigung weiblicher Angeklagter der unbemittelten Klassen zu übernehmen.

Knackmandeln.

Lösung der Scherz-Charade aus Nr. 31: „Einfingen".

Richtige Lösungen gingen ein 69. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 69. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Marie Reiche, Willy Trentsch, Gustav Grunicke, Lotte Hammerschlag, Hermann Schmidt, Hans Kölbsch, Karl Engeling, Bertha Peter, Kurt Föhre, G. Häusler, Luise Knoch, Paul Löder, Kurt Linke, Marta Köppe, Fritz Mauß, Marie Böttcher, B. Hebestreit, Martin Hoffmann, Robert Remmings, Frau E. Saalfeld, Frau Lydia Stittrich, Elke Rüdert, Joh. König, Kadett Mattern, Adolf Bülle, Heinrich Stück, Fritz Buschmann, Hans Herz, Walter Mittag, Otto Neuhofz, A. Thiele, Frau Marie Kühnast, Georg Ebert, Werner Kirsten, Albert Grüße, Reinhold Schmalz, Paul Scholz, Oskar Heinemann, Frau Marie Hintzer, Selma Walther, Rudolf Kolbsch, Hedwig Lutze, Frz. Albers, Artur Leinung, Adam, Genkel, Fr. Goltze, Frau E. Altenkirch, H. Dietzig, Frau Bertha Rudolph, M. Jentzsch;

von auswärts: August Schröder-Gollma, R. Krause-Helbra, Otto Kohlmann-Sandersdorf, L. Lilie-Ammendorf, Otto Wolf-Könnern, Gertrud Pilley-Alfstedt, Otto Lange-Schriedeberg, M. Biermann-Burgkemnau, Fr. Franze-Landsberg, Otto Dietrich-Werningerode, Leni Friedrich-Landsberg, Th. Schürig-Gremsig, Aug. Häusler-Landsberg, Karl Beilecke-Dessau, Marg. Fischer-Werderthau, Otto Wolf-Könnern, Weber-Neuhen.

Die Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen deutschen Musica

entfiel auf **Willy Trentsch**, hier

Rätselhafte Inschrift.

GNM LE 8 GN LE

Prämie: Wer tat's?
Roman von Konrad Telman.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger.

Weiß.

(8+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 31.
Zweizüger von J. v. Dijk.
1e3—a3.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Druck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 32 — Halle a. S., Sonntag, den 8. August — 1915

Es kämpft was lebt, denn Kraft ist Kampesfrucht;
Durch Kampf bekleidt Natur das Werk der Zucht.

Wilh. Jordan.

Lucifer.

Erzählung von **Monika Wendelin.**

Der Maler Gerhard und seine Schwester, die junge Margot, die in Berlin Gesang studierte, gingen durch den noch lichten Herbstabend der ländlichen Vorstadt und sprachen von ihrem Freunde, dem Bildhauer, zu dem sie gerade wollten. Wie er trotz seiner reiferen Jahre so frisch und jünglinghaft sei und sie mit seiner unbekümmerten Schaffensfreude, seinem sorglosen Zupacken und Gestalten eigentlich alle beschäme. „Was quälen wir uns mit Grübeln und Zweifeln an unserer Arbeit, am unserem Talent," sagte Gerhard, „während er von allen nichts zu kennen scheint. So ruhig und sicher geht er seinen Weg, als gäbe es für einen Künstler nicht tausend Sachgassen, in die er rennen, nicht hundert Abgründe, in die er stürzen könnte!" — „Du hast wohl recht," meinte Margot, er ist ein beneidenswerter Mensch. Dennoch," fügte sie nachdenklich hinzu, „ist er mir in der letzten Zeit etwas verändert vorgekommen. Nicht so gleichmäßig heiter wie sonst, nicht so voll Drang und Eifer zu seiner Arbeit, sondern wie bedrückt von irgend etwas, und nur äußerlich die alte Lustigkeit krampfhaft festhaltend." Gerhard lachte. „Was du dir einbildest, Kleine!" . . .

Indessen waren sie schon in den schmalen Gartenpfad eingebogen, der zu Klaus Bogers Werk- und Wohnstätte führte, und das Gespräch brach ab. Es war ein zweistöckiges, schon etwas verwittertes Gebäude, das eigentlich nur Ateliers enthielt, doch hatten Esen und Wein es ganz umrankt, und von Bogers Künstlerhand waren die kleinen Ateliers im oberen Stock so schön und traulich als Wohnräume eingerichtet, daß die Freunde gern hier bei ihm saßen und plauderten.

Heute nun waren sie etwas früher als sonst gekommen, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen. Deshalb erstaunten sie nicht wenig, als sie ihn, den sie noch im Leinenkittel bei der Arbeit zu finden dachten, schon in Rock und Hut vor der Tür, ungeduldig hin- und hergehend, trafen. „Wo bleibt ihr nur so lange," rief er den Freunden entgegen, „ich warte schon die ganze Zeit auf euch!" Und ohne sie nur zu Worte kommen zu lassen: „Ich muß nämlich mit euch sprechen, das heißt, ich muß euch etwas erzählen, es ist so seltsam," und aufgeregt zog er die beiden mit zum Garten hinaus, ein Stück des Weges zurück, den sie gekommen waren, und dann auf einen einsamen Feldweg, der zum nahen Wäldchen führte.

„Na, höre mal," begann Gerhard, „schon etwas guter Atem, aber Klaus unterbrach ihn heftig: „Gar nichts will ich hören, aber du sollst hören, gut zuhören sollst du, und dann kannst du mir sagen, du neunmal Weiser, was du denkst!" Und, sich mehr zu Margot wendend und seine Schritte etwas mäßigend, sagte er: „Ihr werdet wohl glauben, daß ich den Verstand verloren habe, wenn ich euch mein Erlebnis erzähle, und fast glaube ich es schon selber, aber heraus muß es; ist mir doch der ganzen Tag, als müßt ich daran ersticken!

Ihr wißt, daß ich gestern Abend beim Grafen Menger eingeladen war, und könnt euch denken, daß es nicht gerade zeitig war, als ich heimkam. Die Bahn fuhr nicht mehr bis hier heraus, und so mußte ich das letzte Stück zu Fuße gehen. Die Nacht war sternenlos und sehr finster, ringsum alles totenstill. Ich benmute, daß es gegen 2 Uhr war, als ich endlich zu Hause anlangte, müde und dennoch angeregt vom Wein und Plaudern. Irgend etwas trieb mich, vor dem Schlafengehen noch einmal unten ins Atelier zu gehen, wo ich gerade zwei oder drei angefangene Sachen stehen hatte, die mich lebhaft beschäftigten, und eben wollte ich Licht machen, als es an der Tür laut klopfte, mit einem eigentümlichen harten Schlag.

Ich muß gestehen, daß ich etwas zusammenfuhr, denn ich war doch im Augenblick selbst erst gekommen, und hatte weit und breit keine Menschenseele entdeckt! Nach einem kurzen Zögern öffnete ich indessen die Tür: da stand vor mir, kaum wahrnehmbar in der Finsternis, ein großer, hagerer Mann, vermummt in einen weiten Mantel und riesigen Hut, der ihm fast ganz über's Gesicht hing. „Was wünschen Sie?" fragte ich ziemlich kurz. „Ich will Ihnen Modell stehn," sagte er mit einer seltsam tonlosen Stimme.

Ich suchte meiner Verblüffung und eines seltsen Grauens Herr zu werden und antwortete möglichst ruhig aber abweisend, daß ich um diese Zeit kein Modell gebrauchen könne, daß er aber doch am nächsten Tage wiederkommen möchte. „Nie werde ich wiederkommen", sprach er, „nie wieder wirst du sehen, was sich dir heute bietet, — nie sollst du das Höchste schaffen, das Menschen je getrümmt, — so du töricht bist und klein, und das Glück dieser Nacht nicht fassen und halten kannst!" Seine Stimme klang jetzt wie eine zersprungene Glocke, — ein eisiger Schauer rann mir den Rücken herunter. Hatte ich einen Wahnsinnigen vor mir? Was wollte der unheimliche Mensch von mir? — Die Gedanken überstürzten sich in meinem Kopfe — seine Stimme traf mich so seltsam ins Herz — einen Augenblick schwankte ich, ob ich ihm nachgeben, ihn wirklich zu mir herein lassen sollte. — Aber im nächsten Moment erschien mir das ebenso lächerlich wie gefährlich, und um der peinlichen Situation ein Ende zu machen, erklärte ich ihm nochmals recht barsch, daß ich ihn jetzt nicht gebrauchen könnte, und daß er sich gefälligst zum Teufel scheren möchte!

Da geschah etwas Wunderbares: seine Gestalt reckte sich empor zu Riesengröße, und eine mächtige Stimme dröhnte mir ins Ohr: „O Tor, der du bist! So schaue denn, was du verloren!" — Der Mantel, der Hut fielen zur Erde, und vor mir stand leuchtend in alabasterner Schönheit — eine Göttergestalt! Heller Schimmer strömte von ihnen durch die herrlichen nackten Glieder, die sinstre Nacht mit sanftem Schein durchdringend, — ein Antlitz so vollendet und erhaben, wie ich nie ein Menschenangesicht gesehen, blickte auf mich hernieder — geblendet und betäubt sank ich in die Knie, „Wer bist du?" rief ich bebend, „o bleibe, bleibe bei mir!" Aber schon löste sich die Gestalt im Aether auf, und nur die Stimme dröhnte wie eine Posaune: „Ich bin Lucifer!" Wie rasend sprang ich empor, griff mit den Händen in die leere Luft und schrie: So sollst du mir dennoch nicht entgehn! Ich sah dich, ich halte dich fest, dir und Himmel und Hölle zum Trotz!" Da klang es noch einmal, nun schon aus weiter Ferne an mein Ohr: „Das wird dein Ende sein!" —

Doch glühend, als hätte mich der Bahnsinn schon gepackt, stürzte ich ins Atelier, schon ein großes Postament in die Mitte des Raumes und begann in fieberhafter Eile meine Arbeit. Mit Riesenkräften türmte ich die zentnerschweren Tonmassen auf, die Erscheinung zu bannen, so wie ich sie eben gesehn, so wie sie brennend in meinen Seele stand, — von unheimlichen Kräften durchströmt, weder Zweifel noch Ermattung spürend. Die Figur wuchs unter meinen Händen, ein süßunsichtbare daran mit, — ich formte und knetete ohne Unterbrechung, ohne Ueberlegen, — bis plötzlich, fast erschreckend, mein Werk fertig vor mir stand.

Zitternd vor Aufregung trat ich ein paar Schritte zurück, um es anzusehn — und sank überwältigt in einen Sessel. Was dort stand, von meinen Händen geschaffen, war das größte Kunstwerk aller Jahrtausende, war die ewige Schönheit selbst in Stoff gebannt, göttliche Schönheit, schmolzen in den göttlichen Leib. — Die Tränen stürzten mir aus den Augen vor Glück und Seligkeit, und ein niegekanntes Triumphgefühl schwellte meine Brust. In einem Tempel sollte es steh'n, mein Meisterwerk, zu dem die Menschheit wallfahrten würde, die Schönheit anzubeten, — unsterblich würde ich mit ihm sein, und mein Name ewig gepriesen! — Das Herz wollte mir fast zerspringen vor übermächtiger Freude . . . Da klopfte es abermals an die Tür, und ohne Umstände trat ein fremder Herr herein, der sich mir mit ausländischem Akzent als Mr. Blunt aus Newyork vorstellte. Er habe von der wunderbaren Figur gehört, die ich geschaffen, und sei Tag und Nacht gereist, um sie zu seh'n und zu erwerben um jeden Preis. — In meiner gehobenen Stimmung wurde ich mich nicht im Geringsten über diesen Besuch und das unerwartete Angebot, sondern führte ihn nur stillschweigend vor mein Werk.

Doch wie von einem elektrischen Schlage getroffen, prallte ich zurück. War das mein strahlender Gott? War das sein überirdisch erhabenes Antlitz? Ein eklerregendes Scheusal grinste mich an, die Glieder wie leere Schläuche um einander baumelnd, das Ganze zur fürchterlichsten Fratze verzerrt! — Der fremde Herr hatte seinen Blick darauf geworfen, als er einen Schrei des Entsetzens ausstieß und wie gehetzt hinaustrannte. Flüche und Verwünschungen gegen mich ausstoßend.

Verstört blieb ich zurück. — Lange wagte ich es nicht, meine Augen noch einmal auf mein unglückseliges Werk zu richten. Lange saß ich starr und wie vernichtet, und zergrübelte mir den Kopf über das unbegreiflich Fürchterliche. — Endlich hielt ich's nicht mehr aus. Zögernd und voller Angst blickte ich auf —: Siehe, da war der Gott! Spurt verschwunden, und leuchtend stand die Gottheit da, herrlicher noch als vorher, von Leben durchglüht, ein siegshaftes Lächeln auf den geschwungenen Lippen. So wunderbar strahlte sein Glanz, daß daneben alles fade, blaß und tot erschien. Was ich sonst geschaffen, all die Köpfe und Figuren, die rings herumstanden, — wie elend und lächerlich fand ich sie nun! Was sollten mir die Puppen? Sie waren's nicht wert, in einem Raum zu steh'n mit diesem Werk, — sie waren überhaupt nicht wert zu leben. Und kurz entschlossen, griff ich zu Beil und Hammer und zerschlug und zertrümmerte alles, und ruhte nicht eher, bis auch das letzte vernichtet war, das noch aus meinem früheren Leben stammte. Nichts mehr sehen und wissen wollte ich davon, — nur in Andacht meinem Gotte leben.

Nun begann ich, ihm schon jetzt eine würdigere Stätte zu bereiten. Säuberte das Atelier von den Scherben, schleppte heran was ich an Teppichen, Decken und Blumen hatte, und schmückte damit den ganzen Raum, die Wände, den Boden, bis es wirklich ganz festlich und feierlich darin aussah. In der Mitte, wie auf einem Altar, stand nun

Gedenktage der Woche.

8. Aug. 1694 † Der Physiolog Friedrich August Wolf in Marseille (* 1759).
1845 * Der Komponist Thomas Koschat in Viktring († 1914).

9. Aug. 1759 * Der Pädagog Friedrich Gotts Muths in Quedlinburg († 1839).
1896 † Ingenieur Otto Lilienthal, der Vater der Fliegekunst, bei Rhinow (* 1848).
1912 † Der Erbauer des Reichstagsgebäudes Paul Wallot in Langenschwalbach (* 1841).

10. Aug. 1792 Revolution in Paris: Erstürmung der Tuilerien; Absetzung Ludwigs XVI.

11. Aug. 1778 * Der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn in Lanz b. Wittenberge († 1852).
1815 * Der Dichter Gottfried Kinkel in Oberkassel († 1882).
1904 General v. Trotha schlägt die Herero am Waterberge entscheidend.

12. Aug. 1759 Niederlage Friedrichs des Großen durch die Russen bei Kunersdorf: tödliche Verwundung Ewald von Kleists († 24. August).
1843 * Generalfeldmarschall Colmar Frhr. v. d. Goltz in Bielenfeld.

13. Aug. 1802 * Der Dichter Nikolaus Lenau (Niembsch v. Strehlenau) in Csatád († 1850).
1913 † Der Sozialist August Bebel in Passug bei Chur (* 1840).

14. Aug. 1837 * Der Dichter Johannes Trojan in Danzig.
1840 * Der Physiater Richard Frhr. v. Krafft-Ebing in Mannheim († 1902).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191508081/fragment/page=0001

einsam und erhaben die Göttergestalt, geheimnisvoll lächelnd und leuchtend. — Befriedigt blickte ich mich um. Jetzt aber wollte ich Teilnehmer, Zeugen meines Glückes haben. Ich brauchte Menschen, die mir ein Echo geben, und meine Freunde und Kollegen sollten kommen, zu staunen über das Wunder, das ich vollbracht. — So ging ich denn ans Telephon und rief Freunde und Bekannte, und jeder Einzelne versprach mir, sofort zu kommen.

Während ich sie nun erwartete, setzte ich mich zu den Füßen der Statue, sah unverwandt zu ihr hinauf, und bannte alle meine Seelenkräfte in den einen Wunsch und Befehl: daß sie so bleiben möge, wie sie war!

Nicht lange sah ich so, da hörte ich sie kommen. Durch die offene Tür ergoß sich ein Strom von Menschen in mein Heiligtum. — krampfhaft starrte ich zu den Götterbild empor, — wie rasend schlug mein Herz, — da wurde mein Blick stier — und röchelnd sank ich zusammen. Was ich schon einmal voll Grauen erlebt, jetzt geschah es zum zweiten Mal. Die Schönheit wandelte sich zum Entsetzlichen, — der hohe Bau der Glieder schrumpfte zusammen, von fressenden Würmern zerfurcht, verfiel das geisterhaft Antlitz, ein höllisches Scheusal fletschte mich an! — Furchtbares Geschrei erfüllte den Raum, — die Menschen tobten, drängten und stießen sich, brüllten und stöhnten wie von unerträglichen Schmerzen gepeinigt .... ich vergrub mein Gesicht in den Händen, — dann wurde alles leer und still — totenstill.

Ein kalter Wind strich herein; — da faßte mich wahnsinnige Wut. Ohne aufzublicken rannte ich mit aller Kraft gegen die Figur, rüttelte und riß daran mit übermenschlicher Anstrengung, bis das Ungeheuer zusammenstürzte, mit seinen schweren Massen mich unter sich begrabend. — Da schwand mir das Bewußtsein.

Schwer atmend schwieg der Bildhauer. —

„Nun und heute?" frug schüchtern Margot nach einer langen Pause. — „Ich erwachte spät gegen Mittag und fand mich oben in meinem Schlafzimmer am Boden liegend. Wie ich dort hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich fühlte mich elend und zerschlagen, habe seitdem noch keinen Bissen essen mögen und nicht den Mut gefunden, hinunter ins Atelier zu gehen. — So, nun mögt ihr lachen und sagen, daß ich verrückt bin, alles nur geträumt habe usw., — aber ich denke doch, daß ich jetzt umkehre, nach Hause gehe, und besser heute als allein bleibe. Vielleicht werde ich morgen eher im Stande sein, die Sache von der humoristischen Seite zu betrachten. Und ehe die Freunde noch protestieren konnten, rannte er mit langen Schritten davon, sie verblüfft und betreten zurücklassend.

„So hast du doch recht gehabt, Margot, — sagte der Maler. „Der Klaus ist entschieden nervös überreizt und in einem bedenklich unnormalen Zustande. Ich meine aber, daß wir ihm für heute den Willen lassen und ihn nicht nachlaufen. Vielleicht hat er sich doch durch die Aussprache einige Erleichterung verschafft und wird morgen wieder ruhiger sein." Margot stimmte ihm zu, konnte aber ein Gefühl von Sorge und Beunruhigung nicht los werden. Gar zu sehr schien ihr des Freundes Wesen aus allen Fugen gewichen.

Als sie am nächsten Abend zu ihm gingen, fanden sie ihn nicht mehr. Alles stand leer und offen. Im Atelier war ein wüstes Durcheinander von Gips- und Marmorscherben, Tonklumpen, zerfetzten Tepichen und welken Blumen. Auf einem kleinen Tischchen aber lag ein Zettel. „Es ist alles aus. Ich gehe ihn zu suchen. Vielleicht werden wir uns noch einmal wiedersehen. Lebt wohl!"

Die Mittagsfee.

Skizze von Käthe Damm.

Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, brannte die Sonne vom Himmel und er entsann sich genau, daß es Nacht war, als die Kugel ihn getroffen hatte. Also Stunden hatte er hier in dumpfer Betäubung gelegen — und so sehr er sich auch anstrengte, etwas zu hören, jetzt schien alles still.

Er preßte die Hand auf die Wunde in der Seite und versuchte, das Verbandszeug aus der Tasche zu ziehen, aber er war zu schwach — viel zu schwach.

Wenn doch die Sanitätsmannschaften ihn fänden — er richtete sich auf — da mußten doch noch mehr Verwundete sein. Oder hatte man ihn allein nicht gefunden? Nun, es war ja gleich, wo er starb — nur keine zu langen Qualen — das war sein stummes Gebet. — Die Wunde schien gar nicht mehr zu bluten und sie schmerzte auch gar nicht so sehr und es war fast wie eine traumselige Stille, die den verwundeten Major umfing. Und da — da war er plötzlich nicht mehr in der Mittagssonnenstunde auf dem Schlachtfelde in Flandern, sondern mitten im Kampf und Krieg, sondern im tiefsten Frieden. In ferner Jugendzeit war es auch solch Tag gewesen wie heute. Jung war er und lustig und Leutnant und hatte vier frohe Sommertage Urlaub, um den Paten-Oheim auf seinem Gut zu besuchen. An dem alten grilligen Oheim, der so grillig geworden, weil es mit dem Gut ständig rückwärts ging, lag ihm nicht viel, aber die Tochter des Hauses liebte er mit der ganzen Leidenschaft seiner sechsundzwanzig Jahre und der ganzen Treue seines deutschen Herzens. — Als er denkameraden, die mit ihm eine Strecke in der Eisenbahn fuhren, erklärt hatte, daß er sich keinen Wagen an die Station bestellt hatte, sondern die Verwandten überraschen wollte, hatten sie gewarnt: „Gehe nicht in dieser Erntezeit zur Mittagsstunde über das Feld, das sind ja so froh, Adelheid hat sich mit unserem neuen Nachbar, Herrn Rittergutsbesitzer Körniger, verlobt. Du wirst das glückliche Brautpaar gleich sehen." Als er Adelheid sah, wußte er, daß sie nicht glücklich war, aber banach wurde nicht gefragt. Körniger hatte des Vaters überschuldetes Gut gekauft und dem Vater die Verwaltung übertragen — es war eine gute, glänzende Versorgung — und wenn Adelheid traurig gewesen wäre, dann hätte man ihr Undankbarkeit vorgeworfen! —

Kein Wort sprachen die beiden von früheren Stunden, als sie zusammen, verschwiegene Liebe im Herzen, umhergestreift waren durch Garten und Feld. — Vetter Konrad und Base Adelheid — es war eine alte treue Kinderfreundschaft und Mathias Körniger sah überlegen-lächelnd auf den jungen Leutnant, in dessen jonnigen Augen das Lächeln heute erloschen war.

Gegen Abend hatten ihn die Sanitätsmannschaften gefunden und nun lag Konrad von Mendorf im Lazarett einer Stadt am Rhein. Eine blonde große Schwester im weißem Anzug bemühte sich um ihn, dessen Sinne durch Fieber getrübt waren und er sagte, wenn sie kam und er die Augen einen Augenblick öffnete: „Die Mittagsfee." Es schien, als sei jede andere Erinnerung seines Lebens, als sei sein geliebter Beruf, das Andenken an seine Eltern, an seine Schwester und deren Kinder erloschen in dem glanzvollen Licht der Erscheinung der Mittagsfee, die zur Erntezeit über die heimatliche Flur schreitet. Unvermählt war er geblieben — denn er konnte Adelheid nicht vergessen, und wenn sie sich bei gelegentlichen Familienfesten wiedergesehen hatten, waren sie wie Fremde gewesen — uwo ihre Herzen hatten doch einander gehört. Als der Kranke nach einigen Tagen etwas kräftiger schien, bat er um Bleistift und Papier bringen und schrieb einen Gruß an Adelheid, von der er wußte, daß sie klaglos an einer liebelosen Ehe getragen hatte. „Wenn ich nicht wüßte, daß es der letzte, daß das der Abschiedsgruß ist, Adelheid, würde ich nicht an Dich schreiben. Ich finde im Angesicht des Todes das alte traute Du unserer Kinderzeit wieder. Dieser Gruß soll nichts enthalten von müßigen Klagen über Dinge des Lebens, die wir nicht ungeschehen machen können, sondern nur die Bitte, meiner freundlich zu denken. Eine freundliche Fügung hat mich, als ich verwundet auf dem Schlachtfeld lag, nicht die Grauen der Verlassenheit, der Schmerzen, des nahen Todes empfinden lassen. — Die Erinnerung an die Mittagsfee der Heimat hat mir seligere Bilder vorgezaubert, hat mir meine Verlassenheit, den Jammer der Hilflosigkeit erleichtert. Das sollst Du wissen — und die Mittagsfee wird hoffentlich mit ihrem lieben Bilde um mich sein, wenn es zu Ende geht. Konrad."

Adelheid Körniger, die tiefe Trauer um ihren vor mehreren Monaten verstorbenen Gatten trug, saß im Wohnzimmer des großen stolzen Herrenhauses just unter ihrem Jugendbild, als ihr Konrads Brief gebracht wurde. Sie las ihn — und sah das Bild an, sie glich ihm nicht mehr. Längst schon hatte sie die weißen Kleider beiseite gelegt und des Herzens stilles, stumm und klaglos getragenes Leid hatte das blonde Haar gebleicht — und doch war dieses Jugendbild ein Jugendfreund auf dem Schlachtfeld erschienen — so wie es war in seinem treuen Herzen. Aus dem Feldpost-Umschlag flatterte noch ein Blättchen, auf dem stand von Frauenhand geschrieben: „Herr von Mendorf sendet einen besten Gruß, er denkt, daß er bald sterben wird, aber es ist möglich, daß sein kräftiger Körper auch diese schwere Verwundung übersteht. Schwester Cäcilie."

Wie eine Mahnung war es Adelheid! Sie half und arbeitete, wo sie konnte, für die Kämpfer draußen, sie sorgte für die Angehörigen ihrer Leute, die im Osten und Westen kämpften. — Aus ihrer näheren Familie stand keiner draußen — ja, wenn sie Kinder gehabt hätte, Söhne — die würden jetzt auch Soldaten sein — aber auch der Trost lieber Kinder war ihr in ihrer traurigen Ehe versagt geblieben! Und nun war jemand da, dem sie helfen, dem sie vielleicht etwas sein konnte. Sie rüstete zur Reise — der Ober-Inspektor bekam Anweisungen — sie fuhr nach Berlin und verschaffte sich die nötigen Papiere — und dann eine Tag- und Nachtreise, bis sie endlich an das Tor des Lazarett klopfen konnte und sich Schwester Cäcilie rufen ließ. Er lebte noch — aber es ging langsam zu Ende! Dennoch stand sie aufrecht und getrost an seinem Lager, während er schlief, ganz leise hatte Schwester Cäcilie sie hinein gelassen — er öffnete auch die Augen nicht — aber er sagte mit einem Mal ganz deutlich, während ein Lächeln über das verfallene Antlitz ging: „Die Mittagsfee." —

Als er erwachte, saß sie da — nicht im weißen Kleid, sondern schwarz und im Witwenschleier, er schien es nicht zu bemerken, seine Gedanken konnten die Gegenwart kaum noch fassen, aber seine Seele ahnte ihre Nähe und an der Hand der Mittagsfee durfte Konrad aus dem Leben gehen.

Ferngespräch.

Von Klara Prieß.

Der Glocke Zeichen schrillt durchs stille Haus.
Um diese Zeit? — Aber weiß, daß ich noch wache,
Daß eine Unruh mir im Blute steckt.
Die alten Schlaf mir nimmt und immer wieder
Mich wartend durch die dunkeln Zimmer treibt? —
— „Wer ruft?" — „Ich bin's," kommt's wie aus weiter Ferne,
Und dann hör ich das Wort, den einen Namen,
Mit dem mich nur ein einz'ger ruft und nennt.
Und jauchzend geb ich seiner Stimme Antwort:
„Du bist es, Liebster, — so ist alles gut!
Kommst du zu mir auf Urlaub? — Leichtverwundet?
Wo bist du? Sprich. — Nein, ich verstehe dich nicht,
Es klingt so wirr und fern. — Sag, daß du lebst,
Und wann du kommst, — es ist so einsam hier.
— Sag, daß du mich verstehst, sag meinen Namen,
Das liebe Wort, womit du mich gerufen — —"

Es rauscht und klingt. — Ob meines Herzens Schlag
Mein eignes, unruhvolles, banges Blut
Den Klang der fernen Stimme übertönt?
— Was ich auch sehnend in die Ferne sage,
Es kommt kein Laut, kein einzig Wort zurück,
Und lohnstill liegt rings das leere Haus.
Die Uhr holt aus zum Schlag. Drei harte Schläge.
— Die Stunde merkt ich mir. Du hast gerufen.
Nach meiner Nähe hat dein Herz gebangt,
Aus Qual und Tod hast du nach mir verlangt —

So will ich stille werden, dich zu finden.
Ich sende suchend meine Seele aus,
Laß fern zu dir mich meine Sehnsucht führen,
Laß meine Seele jetzt dein Nahsein spüren,
Daß sie dir in der letzten Not begegnet
Und meine Liebe dich noch einmal segnet.

Das „Fräulein".

Skizze von Fritz Neulaender

Im matterleuchteten Konzertsaale raunten die Zwiegespräche des Schubert-Trios. Den feurigen Schmerz des Moll-Satzes sang die Geige, Klavier und Cello breiteten sich gedämpft unter ihrem Singen aus, sehnsüchtig zu der Gefährtin emporblickend.

Ueber den Menschen, die den Saal zur Hälfte füllten, zittert die Weihe der Stunde, einige hatten das Haupt gesenkt, als beugten sie sich vor einer Erkenntnis, die ihnen vom Podium zugeflüstert wurde, den Kuß des Genius erwartend. Und die Gerüsche der Großstadt mieden den Raum, nur knisternde Programme wehten Tropfen des Alltags hinein. Die Lampen an der Decke schimmerten und hielten die Wacht bei Selbstvergessenen, die sich hier zu heimlicher Andacht versammelt hatten.

In einer der letzten Stuhlreihen hockte eine leicht ergraute Fünfzigerin, die gouvernantenhaft knochige Hand ins Kinn gestützt. Sie war hierher gekommen, ohne sich darum bemüht zu haben. Die Dame, deren Kinder sie unterrichtete, hatte plötzlich eine Einladung zu einem Hausball erhalten. Man wollte die Karte zum Konzert nicht „verfallen" lassen und schenkte sie dem „Fräulein". Das „Fräulein" hatte schüchtern gedankt, gewohnt, Gefälligkeiten hinzunehmen, hatte die weiße Bluse angezogen und saß nun unter Menschen, die es nicht kannte, an einem Orte, wohin es sich nicht gesehnt hatte.

Bleiern lag das Lampenlicht über der Stätte. Der Geiger oben auf dem Podium hatte den Kopf weit zur Seite gebogen, als wollte er die Schubert-Kantilene weit hinausströmen lassen, hig in die entferntesten Winkel des Saales. Die Zuhörer atmeten tiefer, ihre Ohren sogen das süße Leid, das ihnen entgegenquoll.

Neben dem „Fräulein" saßen zwei Liebende. Sie hatten nur eine Seele. Ihre Augen waren einander zugewandt, und die erschlafften Hände hatten sich gefunden, als wollte eins dem andern die eigene Seligkeit mitteilen. „Fräulein" war die Einsame im Saale, die das Paar beobachten konnte. Unwillkürlich krampfte sie die Hände zur Faust. Hatte sie gehofft, daß sich ihr eine fremde Hand entgegenstrecken würde? Eine leise Bewegung ihrer Nachbarn ließ sie jäh aufsahren, und die Hand schlug auf das nackte Holz eines leeren Sitzes ...

Die Instrumente hatten ausgesungen ... eine kurze Pause, und dann erlösten sie die erstarrten Zuhörer aus dem Banne des Adagios, indem sie vor ihnen die glitzernden Perlen des Presto ausbreiteten. Schwere Schleier waren gefallen, und mutige Sonnenstrahlen hüpften über die Häupter der Sitzenden, Licht und Freude über ihnen verbreitend.

Ueber die Gesichter der Liebenden huschte die Wonne des Augenblicks, befreit lösten sich ihre Finger voneinander. Das „Fräulein" gewahrte es. Die Hand lag noch auf dem Holze des Nebensitzes. In ihrem Herzen aber fror es. Auf wen hatte die alte Jungfer noch zu warten? Die Jahre waren an ihr vorübergegangen und hatten nur einsames zurückgelassen. Mit Tränen in den Händen tramptten sich in der Erkenntnis ihres endlosen Jammers, die so unvermutet über sie hereingebrochen war. Um die Mundwinkel zuckte der Ingrimm und ließ eine häßliche Falte dort zurück ...

In übermütigen Läufen jagte das Presto vorüber, Triolenketten rankten sich ineinander, wie von Zauberhand zu gaukelnden Gebilden zusammengefügt. Die Menschen im Saale derändierten die Haltung und lehnten sich bequem in die Sitze zurück. Aus „Fräuleins" Gesicht wich die häßliche Falte zwischen Kinne und Nase. Eine heimliche Träne fiel auf das Programmblatt, während Geige und Cello von den heimlichen Wonnen der Liebenden sangen, die sich endlich wiedergefunden hatten ...

Fensterkunst.

Von R. Kaulitz-Niedeck.

Ueber Feurne donnern die Geschütze, und das kleine, altertümliche Landstädtchen, das in den beachtet gewesener Stille und fernab vom großen Verkehrsnetz, liefert jetzt auch sein buntbewegtes Bild zur Weltgeschichte. Alles stilles Städtchen mit seinen traumhaften Häusergiebeln, den gemütlichen Erkern, blühenden alten Gartenhäusern und verschleierten Fenstern, die auf moos- und grasbewachsene Gäßchen schauen, an die denkt jetzt mancher, der als Fremdling einst in deine verzauberte Friedensschönheit geblickt hat. Vor mir tauchen die Fenster von Feurne wieder auf, mit ihren alten künstlerischen Gardinen und Vorhängen, wie ich sie noch in keiner anderen Stadt gefunden. Die Frauen von Feurne haben eine eigene Fensterkunst, sie sind Künstlerinnen im Schmücken ihrer Fenster, im Erfinden und Anfertigen wunderbarer Gardinen und Vorhänge. Nicht aus dem Bedürfnis heraus schmücken sie ihre Fenster, um etwa die Bewunderung der Vorübergehenden zu erregen — durchwandert doch selten nur ein Fremder ihre kleinen Straßen, sondern allein aus Freude an der Kunst im kleinen, aus Freude an schönen künstlerischen Handarbeiten. Jedes Haus, jedes Fenster hatte dort seine, geschmackvolle Gardinen und war mit sichtlicher Liebe behandelt, mochte es nun das vornehme Patrizierheim sein oder die kleine Fischerhütte. Und überrascht und freudig bin ich durch Feurnes stille kleine Straßen gewandert, an den alten Häuschen vorüber, und bin neugierig stehen geblieben vor manchen Fenstern, hinter deren Scheiben besonders schöne Vorhänge hingen. Da sah ich reiche Proben von Frauenfleiß und Frauengeduld, denn fast alle Fensterbehänge waren handgefertigt, kunstvolle, mühsame Handarbeiten. Ich bewunderte Gardinen, die aussahen, als hätten feenhafte Finger sie hervorgezaubert: auf duftigen Mull waren Blüten, Zweige, ganze Blumensträuße handgestickt. Andere Vorhänge bestanden aus kleinen Batiststückchen, die in wunderbarer Lochstickerei Figuren und entzückende Kranz- und Blumenmuster zeigten. Vorwaren, fast zu kostbar für das nüchterne graue Haus. In der Gartenpforte eines kleinen Vorstadthauses sah ich mehrere junge Mädchen sitzen, die fleißig an einer ausgebreiteten, sehr zarten Batistsache stickten und nähten. Die eine unter ihnen war Braut, und was die geschickten Mädchenfinger hervorzauberten, war ein entzückender Fenstervorhang, malerisch schön mit seinen ländlichen Idyllen, mit seinen Kühnchen und Spitzen. Die ganze Kostbarkeit sollte das Brautgemach der jungen Maid schmücken, und sie war doch nur eines schlichten Fischers Braut.

Aus diesen kleinen Zügen heraus läßt sich auch die Seele des kämischen Volkes verstehen, das uns stammverwandt ist, aber augenblicklich in uns seine schlimmsten Feinde sieht. . . .

Die Fenster eines Hauses und ihr Schmuck lassen sich vergleichen mit einem Gesicht, dem die Charakterzüge aufgedrückt sind. Auch das Studenfenster hat seine Physiognomie und nach seinem Aussehen lassen sich seine Besitzer abschätzen. Hinter einem unsauberen Fenster mit verbrauchlässlaten Vorhängen wird auch immer ein ebensolcher Mensch leben, genau so wie wir hinter einem reinen und nett aufgehenden Zimmerfenster einen Bewohner vermuten dürfen, der ordentlich ist und auf Aeußerlichkeiten Wert legt. Zeige mir die Fenster deiner Behausung, und ich will dir sagen, wer du bist. Dieses Sprüchlein findet seine berechtigte Anwendung auch auf die Fensterkunst.

In Petersburg war es, wo mich das Aussehen der Fenster, selbst in den vornehmsten Stadtvierteln, aufs äußerste befremdet hatte. Von irgend einer Fensterkunst oder einem Fensterschmuck konnte dort überhaupt nicht die Rede sein; nüchtern und freudlos blickten die Fenster auf die Straßen, meistens waren es schmucklose Vorhänge, ohne jegliche Sorgfalt, ohne Phantasie und Freude aufgehängt. Häufig waren sie schmutzig und verdorben. So sah ich vor den Fenstern des Absteigequartiers eines großfürstlichen Hauses am Newaufer zerrissene, vom Sonnenlicht starr verschossene Gardinen, deren sich bei uns jede ordentliche Arbeiterfrau schämen würde. Und als meine Bemerkung einer Deutschrussin, die mir in Deutschland gemacht hatte und begeistert davon sprach: wie „manierlich und reizend" die deutschen Frauen ihre Fenster derzurichten wüßten. Etwas von deutscher Frauenart, der sich nach Tranlichkeit im eigenen Zuhause sehnt, entdeckte ich in den kleinen Städtchen der russischen Ostseeküste, in denen das Deutschtum noch seinen Sitz hat. Dort, wo den Frauen jede Möglichkeit fehlt, sich zuhause für feine, künstlerische oder kunstvolle Handfertigkeiten zu beschaffen, hatten sie ihre winzigen Fensterscheiben mit Vorhängen versehen, die aus dünner weißer Wolle mit viel Fleiß, doch ohne allen Anspruch auf Schönheit, gestrickt worden waren. Wie klug war doch die deutsche Försterfrau auf der kleinen Insel Wormi im baltischen Meer — als sie mir ihre „Bestestubenfenster" zeigen durfte, die aus einfachstem Kattun und cremefarbigen Häkeleinlätzen zusammengenäht waren und von der gesamten Frauenwelt der Insel sehnsüchtig bewundert wurden.

Einen Vorgeschmack französischer Fensterkunst fand ich in Luxemburg und zwar in den Dörfern mehr als in den Städten. Der französische Gardinenschmuck besteht mehr aus kunstvoller Maschinenarbeit und liegt im Raffen und Verzieren der Vorhänge, denen man durch bunte Seidenbänder und Quasten eine reichere Wirkung verleihen möchte. Seltsam genug nahmen sich in einigen luxemburgischen Dörfern die Fenstergardinen aus mit ihren grellfarbigen Bandrosetten und vielen Spitzenkanten auf roher unschöner Maschinenarbeit, die oft an Sauberkeit zu wünschen übrig ließen. Jedes dieser Fenster gab aber die Absicht seiner Besitzerin kund, die es um jeden Preis den vornehmen Stadtfrauen gleichtun wollte, ohne alle Erwägung: ob der Vorhang für ihr Heim auch praktisch und passend ist.

Darin besteht das Geheimnis des Fensterschmucks, daß er von Geschmack und Sorgfalt zeugen muß, daß er seiner Umgebung angepaßt ist und nicht aus dem Rahmen fällt, so daß er nicht garstig oder gar lächerlich wirkt. Ebenso wie den Herrichten und Schmücken der Zimmerfenster die Eigenart, das Schönheitsempfinden und die Geschicklichkeit der Frau zum Ausdruck kommen. Und gerade hier wird dem Geiste der Frau ein weites Feld geboten, auf dem Phantasie und praktischer Sinn sich üben können.

Die deutschen Frauen verwenden im allgemeinen große Sorgfalt auf das Herrichten und Schmücken ihrer Fenster, leider aber prüfen nur wenige ihr künstlerisches Empfinden, ihren Geschmack, wie ihre Eigenart. Die häufigen Fehler sie sich nach dem, was gerade „modern" ist, oder was ihnen Dekorateure und Verkäufer vorschlagen; daher kommt es, daß wir bei uns so viele schablonenmäßig, nach ein und demselben Muster geschmückte Fenster sehen, die häufig langweilig wirken, aber derzlich wenig eigene Eingebung oder Geschmack ihrer Besitzerin vermuten lassen. Da fällt mir ein treffendes Wort einer einsam lebenden Dame bei, deren Fenster auffallend sorgfältig und mit künstlerischem Eigengeschmack berücksichtigt waren: „Durch meine Fenster sehe ich in die Welt, und weil ich eine harmonische Welt sehen will, pflege ich meine Fenster so gut, als ich nur kann."

Sie sollten wir alle denken, wir deutschen Frauen, wenn wir unsere Fenster schmücken.

An mein Mädchen.

Ich hab' auf Wacht im Feindesland
Dir diesen Brief geschrieben,
Im Schützengrabenunterstand,
Von morgens fünf bis sieben.

Du weißt, ich lieb' das Schreiben nicht,
Es sagt nicht, was ich fühle,
Viel lieber hätt' im Arm ich Dich,
Wie damals bei der Mühle!

Weißt Du es noch, es war im Mai,
Wir beide froh beisammen,
Am Mühlbach gingen wir vorbei;
Mein Herz stand hoch in Flammen.

Ich glaub', ich wählt' die rechte Stund'
Zum Ausdruck der Gefühle,
Ich küßte Deinen Schelmenmund
Dort bei der alten Mühle.

Nun sitz im Schützengraben ich,
Im fernen Feindeslande,
Und muß, glaub' mir, tagtäglich mich
Rumschlagen mit der Bande.

Und fliegen ihre Grüße her
Als Anzeichen der Gefühle,
Dann wird das Herz mir doppelt schwer,
Denk' ich an unsere Mühle.

Und macht mich eine Kugel stumm,
Dann brauchst Du nicht zu weinen,
Es soll' so sein, — drum sei nicht dumm,
Du findest schon noch Einen.

Es kommt so mancher ja nach Haus',
Der Deine Sehnsucht kühle.
Doch such' Dir, bitte, nicht grad' aus
Den Seppel von der Mühle.

Willy Best (in der Liller Kriegszig.).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191508081/fragment/page=0002